

Zeitschrift für Ideengeschichte

HEFT XIII/4 WINTER 2019

Idee

Unverhoffte Begegnung

GYÖRGY DRAGOMÁN *Der Zeigefinger des Spitzels*

CHRISTIAN MEIER *Der Vopo*

LEONHARD HOROWSKI *David Hume und dreieinhalb Könige*

MICHAEL KRÜGER *Blumenberg, Picasso, Kertész*

SIBYLLE LEWITSCHAROFF *Vorsicht, Gott!*

MANUELA LENZEN *Begegnung mit Robotern*

ESSAY

STEFAN-LUDWIG HOFFMANN

Berlin zwischen den Zeiten

NIETZSCHES *Entzifferung*

MEINECKES *Katastrophe*

BOHRERS *Indianer*

**Jürgen Habermas begegnet
der Religion** Von Friedrich Wilhelm Graf

€ 14,00 [d] SFr 20,90
€ 14,40 [a] b74142

C.H.BECK



hte

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft XIII/4 Winter 2019

Unverhoffte Begegnung

Herausgegeben von
Luca Giuliani & Stephan Schlak

Herausgeberinnen und Herausgeber:

Sandra Richter

(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Ulrike Lorenz

(Klassik Stiftung Weimar)

Peter Burschel

(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Barbara Stollberg-Rilinger

(Wissenschaftskolleg zu Berlin)

Hermann Parzinger

(Stiftung Preußischer Kulturbesitz)

Beirat: Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton

(Princeton), Dieter Henrich (München),

Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/Pisa),

Krzysztof Pomian (Paris), Jan Philipp Reemtsma

(Hamburg), Quentin Skinner (London),

Barbara M. Stafford (Chicago)

Geschäftsführende Redaktion:

Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

Redaktion «Denkbild»: Jost Philipp Klenner

Redaktion «Konzept & Kritik»: Tim B. Müller

Mitglieder der Redaktion: Philip Ajouri, Martin Bauer, Warren Breckman, Ulrich von Bülow, Jan Bürger, Carsten Dutt, Petra Gehring, Ulrike Gleixner, Jens Hacke, Christian Heitzmann, Markus Hilgert, Martin Hollender, Alexandra Kemmerer, Ingolf Kern, Reinhard Laube, Ethel Matala de Mazza, Michael Matthiesen, Martin Mulow, Robert E. Norton, Wolfert von Rahden, Stefan Rebenich, Hole Rößler, Astrit Schmidt-Burkhardt, Daniel Schönpluf, Andreas Urs Sommer, Carlos Spoerhase, Martial Staub, Thorsten Valk, Jörg Völlnagel

Redaktionsadresse:

Zeitschrift für Ideengeschichte

Wissenschaftskolleg zu Berlin

Wallotstraße 19

14193 Berlin

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint im Rahmen des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel (MWW). Der Forschungsverbund MWW wird gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Umschlagabbildung: Umschlagabbildung: Autounfall in Tarentum, Pennsylvania, im Juli 1972. © akg-images / Universal Images Group / Underwood Archives

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint viermal jährlich und ist auch im Abonnement erhältlich.

Bezugspreis:

Einzelheft: € 14,00 [D]; sFr 20,90; € 14,40 [A];

zzgl. Vertriebsgebühren von € 1,45 (Inland); Porto (Ausland)

als E-Book: € 9,99

Jährlich: € 48,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)

Sonderpreis: € 39,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)

Der Sonderpreis gilt für Mitglieder der mit den Herausgeber-Institutionen und ihren Museen, Archiven, Bibliotheken und Instituten verbundenen Vereine gemäß der Liste auf www.z-i-g.de, für Mitglieder des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. und des Verbands der Geschichtslehrer Deutschlands e.V. sowie für Abonnenten der Marbacher Magazine.

Abo-Service:

Telefon (089) 3 81 89-750 • Fax (089) 3 81 89-402

E-Mail: Kundenservice@beck.de

Gestaltung:

vsp-komm.de

Layout und Herstellung:

Simone Decker

Druck und Bindung:

Kösel, Krugzell

ISSN 1863-8937 • Postvertriebsnummer 74142

ISBN gedruckte Ausgabe 978-3-406-73546-2

ISBN e-book Ausgabe 978-3-406-73550-9

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H.Beck.

Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

Verlag C.H.Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München

Besuchen Sie auch unsere Website
www.z-i-g.de !

Abonnenten haben kostenlosen Zugriff auf die Beiträge aller bisher erschienenen Hefte. Registrierte Nutzer können alle Beiträge, die älter sind als zwei Jahre, kostenlos lesen.

ZUM THEMA	Luca Giuliani & Stephan Schlak: Zum Thema	4
UNVERHOFFTE	György Dragomán: Der Zeigefinger des Spitzels	5
BEGEGNUNG	Christian Meier: Der Vopo	9
	Andreas Maercker: Begegnungen mit Harich	11
	Leonhard Horowski: David Hume und dreieinhalb Könige .	15
	Michael Krüger: Blumenberg, Picasso, Kertész	19
	Hans Ulrich Gumbrecht: Geistes-Gegenwart	27
	Carola Lentz: Afrikanische Anschlüsse	31
	Theo Sommer: Begegnungen mit Henry	35
	Gesine Bottomley: Berlin – Palästina	37
	Wolfert von Rahden: Das Gesicht zwischen den Büchern ...	43
	Wolfgang Schivelbusch: Felix Weils Aktentasche	45
	José Emilio Burucúa: To Georgie	47
	Uwe Justus Wenzel: Handle so	49
	Sibylle Lewitscharoff: Vorsicht, Gott!	51
	Sebastien Fanzun: An einem starken Baum ein kräftiges Ende finden	54
	Manuela Lenzen: Begegnung mit Robotern	57
ESSAY	Stefan-Ludwig Hoffmann: Die zerstörte Metropole. Berlin zwischen den Zeiten, 1943–1947	61
DENKBILD	Daniel Damler: Der Vorhang des Dr. Mabuse	79
ARCHIV	Philipp Felsch: The Italien Job – Jagd nach der Wahrheit. Nietzsche, Colli, Montinari	95
KONZEPT & KRITIK	Friedrich Wilhelm Graf: Aufklärung, alteuropäisch. Wie Jürgen Habermas der Religion begegnet	109
	Andreas Urs Sommer: Wie kommt die Idee zum Philosophen?	126
	Reinhard Laube: Meineckes Katastrophe	132
	Jörg Später: «ich bin keiner von uns»	135
	Karl Heinz Bohrer: Der erste Indianer war nicht unverhofft	138
	Die Autorinnen und Autoren	143

*Im nächsten Heft: Nur Gips.
Mit Beiträgen von Hannelore
Schlaffer, Charlotte Schreiter,
Ellen Strittmatter, Veronika
Tocha und einem Essay von
Barbara Stollberg-Rilinger.*

Zum Thema

«Nichts Neues unter der Sonne» – ist einer der Dauerbrenner der Ideengeschichte. Anstatt dem neuesten Ding nachzurennen, spürt die Ideengeschichte mit Hingabe den Metamorphosen des Alten nach. Alte Hüte werden neu aufgesetzt, Figuren durch die Zeit gereicht und unter den modischen Kostümierungen das Unterfutter freigelegt. Aber diese Routinen der historischen Abklärung werden immer wieder durchbrochen. Dann scheint plötzlich eine Uraufführung, ein ganz neues Stück auf dem Spielplan zu stehen: *Unverhoffte Begegnung*. Das Attribut «unverhofft» signalisiert, dass sich etwas ereignet, womit scheinbar keiner gerechnet hat – der Zufall für dieses Mal die Regie übernommen hat. Die Genese «großer Ideen» ist reich an solch' dramatisch ausgeschmückten Urszenen: Paulus' Damaskuserlebnis, Newtons Apfel der Erkenntnis oder der «mächtige pyramidal aufgetürmte Block unweit Surlei», der Silser Felsen, an dem Nietzsche von der spektakulären Idee der «Ewigen Wiederkunft des Gleichen» heimgesucht wurde. Nietzsche misstraute eigentlich dem Offenbarungsglauben der Inspiration, dem Götzendienst am Einfall, griff aber zur Melodie der Unverhofften Begegnung, als es galt, die eigene große Idee legendär zu lancieren. Die plötzliche Erleuchtung als «Ewige Wiederkunft» der Ideengeschichte.

Diesem langen Sommer der Ideeninszenierung wollten wir mit diesem Heft keine weitere Schleife hinzufügen. Was uns interessierte, waren nicht die «Sternstunden» der Ideengeschichte, archimedischen Wenden und «unverhofften» Heureka-Ausrufe des Geistes, sondern flüchtige Begegnungen und Momentaufnahmen am Rande der großen Bühne. Weniger *kairos* als Konstellationen und *snap shots*. Der Nobelpreisträger in spe, der noch im incognito eines Nietzsche-Übersetzers am Verleger vorbeischwimmt. Der verfemte Philosoph, der in der Spätzeit der DDR bei Kaffee und Kuchen vor einem Ein-Mann-Auditorium Vorlesungen hält. Das Planquadrat einer Buchwidmung, auf dem sich Jorge Luis Borges und James Joyce begegnen. Ein Gast-

haus zu Fontainebleau am Ausgang des Alten Europa, das zur selben Stunde einen exilierten Prinzen und den schottischen Aufklärer beherbergt. Eine Republikflucht durch den Schrebergarten, «eine Kiste mit alter Bettwäsche» als tote Spur und so weiter und so weiter ... Begegnungen aus dem autobiographischen Schatzkästlein stehen in dieser Ausgabe neben kleinen Universalgeschichten der Inspiration, Epiphanien neben Anschlüssen, theologische Gebote – «Vorsicht, Gott!» – neben literarischen «Unfällen» und anderen *crashes*. Bedeutendes neben Ephemerem, Abgründiges neben Skurrilem.

Dass die unverhoffte Begegnung mit dem Zufall ein «Motivationsrest» in der Geschichtsschreibung ist, hat Reinhart Koselleck im *annus mirabilis* 1968 im dritten Band *Grenzphänomene des Ästhetischen* der Forschergruppe Poetik und Hermeneutik geschrieben. In den ideologischen Jahrzehnten der Nachkriegszeit war der Zufall als Agent der Geschichte auf starke intellektuelle Fürsprecher angewiesen. Heute sind die strengen Zeiten eines Kausalitätsdenkens, in dem für die zufällige Begegnung und das «Unverhoffte» kein Platz schien, lange vorbei. Das «Grenzphänomen» ist ins Zentrum gerückt. Kaum eine Schrift in den historischen Geisteswissenschaften, die nicht im Methodenkapitel gleich der Kontingenz und dem Zufall opfert. «Unverhofft» kommt heute auch in den Geisteswissenschaften «oft». Aber so sehr in den Wissenschaften der Zufall als «Motivationsrest» auf breiter Linie anerkannt wird, so wenig geheuer ist uns als Zeitgenossen heute die «Verabsolutierung der Zufälligkeit» (Koselleck) in der politischen Sphäre. Die Lage scheint einmal wieder unberechenbar, wenig planbar und voraussehbar geworden zu sein. So viele Situationisten und Clowns sind an der Macht, dass das Spiel mit dem «Unverhofften» seinen surrealen Charme zu verlieren droht.

Luca Giuliani
Stephan Schlak

GYÖRGY DRAGOMÁN

Der Zeigefinger des Spitzels

Nein, vielen Dank, ich möchte mir nicht noch eine kommunistische Grenze ansehen, sage ich ein wenig unhöflich zu meinen Gastgebern, die natürlich nicht einordnen können, warum ich so gereizt bin, sie erzählen mir freundlich, dass die DMZ, die demilitarisierte Zone, die Nord- von Südkorea trenne, eine große Touristenattraktion sei, die so ziemlich jeder besuche, der nach Seoul komme. Das mag sein, sage ich noch gereizter und noch unhöflicher, ich werde sie trotzdem nicht besuchen, da ich in meinem Leben schon genug kommunistische Grenzen gesehen habe, höchstens dann, wenn sie zum Museum geworden ist. Diesen Satz verstehen meine Gastgeber offensichtlich überhaupt nicht, was meinen Sie mit «Museum»? fragen sie verdutzt. So wie in Berlin, wo nur noch Teile der Mauer stehen, um an das Eingeschlossensein

zu erinnern, das trotz allem ein Ende gefunden hat, sage ich, meine Gereiztheit ist fast schon in Wut umgeschlagen, und dieser Satz ist dann selbst meinen Gastgebern zu viel, ihr bis dahin nur kühles Lächeln gefriert, das wird es hier niemals geben, sagen sie.

Dann werde ich diese verdammte Grenze eben nie besuchen, sage ich, nur noch zu mir selbst, während mir einfällt, dass ich zwölf Jahre zuvor gerade eine andere Grenze, eine andere kommunistische, überquert habe, die ungarisch-jugoslawische, damals bereits ungarisch-slowenische, als im Radio die Nachricht von Kim Il-sungs Tod kam. Alle im Auto jubelten, wir hatten Kim Il-sung nicht besonders gemocht, er war ein guter Freund unseres Diktators Nicolae Ceaușescu, des Genies der Karpaten, gewesen, der gerade infolge seiner Besuche in Pjöngjang derart dem Personenkult verfiel, dass er Tausende von Kindern auf den Straßen und in diversen Stadien mit kleinen bunten Fahnen in den Händen tanzen ließ, damit sich daraus sein gigantisches Porträt zusammensetzte. Nun ist er auch dahin, ruft mein Vater begeistert, vielleicht bricht das Regime ja auch dort zusammen.

Es ist Juni 2006, das Regime in Nordkorea ist keineswegs zusammengebrochen, mein Vater ist seit einem Jahr tot, ich habe das Gefühl, mich allmählich dem Ende der Trauerzeit zu nähern, das ist meine erste richtige Auslandsreise als sogenannter junger

Schriftsteller, als den man mich, nach dem Erscheinen meines zweiten Romans *Der weiße König*, einer Resonanz einer kommunistischen Kindheit, nach Korea eingeladen hat. Ich bin in dem naiven Glauben, alles hinter mir zu wissen, alles, was aus mir diesbezüglich herauswollte, habe ich geschrieben, und nun werde ich, zumindest für eine gewisse Zeit, meine Vergangenheit ablegen können. Das stimmt natürlich nicht, auch wenn ich die Grenze nicht besuche, muss ich in Südkorea ständig an Nordkorea denken, Bilder aus nordkoreanischen Filmen, die ich in meiner Kindheit gesehen und längst vergessen geglaubt habe, steigen in mir auf, und mitten im Rauschen dieser exotischen High-Tech-Umgebung holt mich die Vergangenheit ein, ich denke darüber nach, wie wenig selbstverständlich es ist, in Freiheit zu leben, dass es genauso gut auch anders hätte kommen können, die Diktatur bei uns auch nach 1989/90 hätte fortbestehen können und dass sie genauso jederzeit zurückkehren kann, wie sie damals verschwunden ist.

Da das Festival lange dauert, beinahe zwei Wochen, haben die Teilnehmer viel Zeit, einander kennenzulernen, wir bereisen das ganze Land, und irgendwann hat sich jeder mit jedem einmal unterhalten. Nach einem der Abendessen sitze ich neben S., ich habe keine Ahnung, wer er ist, an dem Festival nimmt er als Ehemann einer

Schriftstellerin teil, er macht den Eindruck eines gebildeten, höflichen Menschen, vielleicht ein Arzt oder Anwalt, denke ich. Bis zu dem Abend haben wir nur ein paar flüchtige Worte gewechselt, über Literatur unterhalten wir uns zum ersten Mal, er verrät mir in zwei Sätzen, dass er auch Schriftsteller sei, bald werde ein neuer Band von ihm erscheinen, er fügt jedoch gleich hinzu, dass er sich keine großen Hoffnungen auf positive Besprechungen mache, da er sich in seiner Heimat einer großen Unbeliebtheit erfreue, weil er jahrelang als Spitzel tätig gewesen sei.

Im ersten Moment weiß ich gar nicht, was ich sagen soll, so sehr überrascht mich dieses plötzliche Geständnis, doch dann fügt sich das Bild zusammen, dann handelt Péter Nádas' bekannter Essay also von dir, frage ich, der Spitzel nickt, sein Gesicht verdüstert sich, doch dann erklärt er mir sofort, dass seine Führungsoffiziere nie die Kontrolle gehabt hätten, er habe sie so um den Finger wickeln können, wie er nur gewollt habe, was er gestisch unterstreicht, seine beiden Zeigefinger kreisen rhythmisch umeinander, spulen den unsichtbaren Faden langsam auf.

Ich sehe dieser einstudierten Geste zu, denke, das erzählt er bestimmt nicht zum ersten Mal, macht es bestimmt nicht zum ersten Mal, diese Bewegung zeugt von Übung, wie traurig und zugleich lustig es doch ist,

dass mich die Erinnerung an die Diktatur bis ans andere Ende der Welt verfolgt.

Ich muss an meinen Vater denken. Daran, wie wir das Verhalten bei Verhören geübt haben. Es war in der Zeit, nachdem die Hausdurchsuchungen wieder begonnen hatten, ich war damals zwölf, und mein Vater wollte mich auf die Anwerbungsversuche der Geheimpolizei vorbereiten, mit denen nach meinem fünfzehnten Geburtstag zu rechnen sei, da sie es ab dann dürften, was sie sich nicht entgehen lassen würden.

Das Ganze fing mit dem Besuch eines jungen Kellners aus der Nachbarschaft an. Wir kannten ihn nur vom Sehen, sein Besuch kam überraschend, er wollte mit meinem Vater sprechen. Ich öffnete ihm die Tür, ging zu meinem Vater, um ihm den Überraschungsgast anzukündigen, und dann durfte ich mir das Gespräch mit anhören. Der junge Mann musste damals ungefähr neunzehn Jahre alt gewesen sein. Nachdem sie sich in die Küche gesetzt hatten und er ein Glas Wasser bekommen hatte, erzählte er, dass man ihn anwerben wolle und er gekommen sei, um meinen Vater, von dem er gehört habe, dass er Erfahrungen mit so etwas habe, um Rat zu bitten. Es wurde keine lange Unterhaltung, mein Vater versuchte nicht, sich vorsichtig auszudrücken, er redete nicht um den heißen Brei herum, er sagte, er wisse, dass dieser Besuch

auch eine Provokation, eine erste Aufgabe sein könne, und wenn das der Fall sei, sei es bereits zu spät, denn der junge Mann müsse verstehen, dass man Ja oder Nein sagen könne, wenn er jedoch einmal Ja gesagt habe, werde es beinahe unmöglich, später Nein zu sagen. Ab da hätten sie ihn in der Hand und könnten mit ihm machen, was sie wollten. Er müsse sich darüber im Klaren sein, dass es hierbei um Macht gehe und es gut möglich sei, dass man ihm ganz harmlose Fragen stellen werde, von denen er denke, dass sie die Antwort auch kannten, doch gehe es zu Beginn nie darum, was er ihnen erzähle, sondern ob er ihnen überhaupt irgendetwas erzähle, ob er bereit sei, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Wenn er noch nicht Ja gesagt habe und tatsächlich deshalb gekommen sei, weil er vorhabe, Nein zu sagen, dann müsse er verstehen, dass man Nein sagen könne, doch müsse man kategorisch Nein sagen, die Zusammenarbeit verweigern, dürfe selbst auf eine so harmlose und einfache Frage wie die nach der Farbe des Himmels nicht antworten. Die richtige Antwort auf diese sei nicht etwa *blau* oder *Das wissen Sie doch selbst*, sondern *Gehen Sie hinaus und schauen Sie nach, wenn Sie es wissen wollen*.

Der junge Kellner verabschiedete sich und stattete uns keine weiteren Besuche ab. Doch mein Vater sagte, nun sei ich alt genug, nun sei auch für mich die Zeit gekommen, der Mög-

lichkeit eines Anwerbungsversuchs ins Auge zu sehen. Von da an übten wir die Unterhaltungen vom Typ «Anwerbung». Schließlich verließen wir das Land, und das Regime brach zusammen, das, was er mir beigebracht hatte, musste ich nie in der Praxis anwenden, ich habe nie erfahren, ob all die Übungen gefruchtet hätten und ich tatsächlich in der Lage gewesen wäre, Nein zu sagen. Ich muss an das Gesicht meines Vaters denken, wie sein Mundwinkel zuckt, er nervös die Augenbrauen hochzieht, sich räuspert. Dann war ein Geräusch wie ein Klicken zu hören, es kam von seinem Gaumen, als wäre eine Maschine angeschaltet worden, und ich wusste, dass er wieder sagen würde, das System sei eine Maschine, konstruiert, um zu zermalmen, doch kön-

ne es nicht jeden zermalmen, und wenn ich genug Kraft haben würde, würde ich widerstehen können. Nach einer Weile wurden diese Gespräche langweilig, mechanisch, aber ich glaube, auch das lag in seiner Absicht, auch die mit einer solchen Situation verbundene Langeweile, das berechenbare, langsam entstehende Trauma der monotonen passiven Gewalt musste man erfahren.

Ich höre die vor Erschöpfung kratzige Stimme meines Vaters, weiß, dass man all das nicht richtig erzählen kann, und es hier in Seoul diesem Menschen zu erzählen, wäre erst recht sinnlos und vergebens. Ich betrachte seine Finger, die immer noch einander umkreisen, und sage nichts.

Aus dem Ungarischen von Timea Tankó

CHRISTIAN MEIER

Der Vopo

Es war ein schöner Sommerabend, 5. Juli 1950. Trotzdem hatte ich gegen 12 Uhr, als es kühler wurde, die Balkontür geschlossen. Wir wohnten im Hochparterre. Um halb eins fuhr ein Auto vor, was zu der Zeit kaum geschah. Es hatte ja fast keiner eins. Automatisch machte ich das Licht aus. «Scheiße, jetzt hat er's Licht ausgemacht», das war gleichsam die akustische Visitenkarte. Das Auto setzte zurück, um die Fensterfront zu beleuchten. Eine andere Lampe scheinen sie nicht gehabt zu haben. Und einer kletterte auf den Balkon und rüttelte an der Tür. Aber die war ja nun zu. Und Gewalt wollten sie offenbar nicht anwenden. Die Klingel an der Haustür funktionierte ohnehin nicht.

Das Haus stand in einer ununterbrochenen Reihe mit anderen. Man konnte es also nicht umstellen. Die Rückseite ging auf den alten Stadtwall, der zu einer Anlage umgestaltet worden war. Von den Stadttoren her hätte man einen Weg von je etwa 15 Minuten gehabt. Den war man nicht gegangen. Vielleicht wollte man mir eine Chance lassen. So etwas gab es.

Rasch zog ich mir einen Mantel an; es muß merkwürdig ausgesehen haben, denn ich war in kurzen Hosen; stieg aus dem hinteren Fenster und machte mich auf den Weg. Den hatte ich zuvor schon studiert. Die Bahn war frei. So hatte ich mir das vorgestellt. Indes – was, wenn sie doch hereingekommen waren und Spürhunde hatten? In aller Eile versuchte ich davonzukommen, klingelte zwischendurch bei einer Freundin und verabredete ein Zeichen. Lief dann weiter, bis die erste Straßenbahn fuhr. Das Zeichen war günstig.

Die Freundin konnte meine Mutter benachrichtigen. Andere Freunde brachten nützliche Informationen: Die Bahnhofshalle wurde überwacht, die Bahnsteige offenbar nicht; irgendwer wußte das; wir waren auch ziemlich harmlos. Ich ging für die übernächste Nacht zu einem zuverlässigen Wirt, nahm einen Vorortzug zum Hauptbahnhof in Rostock, von dort einen anderen Zug, der auf großem Umweg nach Berlin fuhr. Die Frage war, ob er auf dem letzten Bahnhof in der DDR gefilzt würde. Das kannte ich: Es mußten alle aussteigen, in der Unterführung wurde alles kontrolliert, der Zug selbst (oder ein anderer) konnte auf einem anderen Bahnsteig (wieder) bestiegen werden. Man hatte mir eine Begleiterin zugesellt.

Auf dem vorletzten Bahnhof in der DDR ließ sich ein Volkspolizist ausmachen, der offenbar im Zug kontrol-

lieren sollte. Man konnte sehen, daß er kein Fahndungsbuch dabei hatte. Denn das Ding war schon ziemlich dick, man hätte es identifizieren können. Also die Fahrt bis zum letzten DDR-Bahnhof (Nauen) riskieren. Die Kontrolle war harmlos. Wir befanden uns in einem Großraumabteil; der Volkspolizist stand neben mir, aber sein Werk war ja nun getan.

Da hielt der Zug auf freier Strecke. Abergläubisch, wie ich war, fragte ich mich, ob das ein Zeichen wäre. Rechter Hand war eine Schrebergartenkolonie. Ich sagte dem Volkspolizisten, meine Eltern hätten dort einen Garten, ob er etwas dagegen habe, daß ich ausstiege. Was er verneinte.

Eisenbahntüren waren damals noch leicht zu öffnen. Ich ging durch die Gärten nach Nauen, wo meine Begleiterin mich mit dem Gepäck erwartete. Soweit war alles gutgegangen.

Wir mußten nur noch in die S-Bahn Richtung Spandau einsteigen. Als wir uns aber zum Bahnsteig begeben wollten, stand dort an dessen Eingang auf einmal – mein Volkspolizist. Eine wahrhaft unverhoffte Begegnung. Der Schrecken fuhr mir in die Glieder. Aber er hat mich nicht aufgehalten. Hat mich vielleicht gar nicht gesehen oder nicht geschnallt, daß ich doch eigentlich im Schrebergarten bei meinen Eltern sein wollte. Die nächste S-Bahn-Station war in West-Berlin.

ANDREAS MAERCKER

Begegnungen mit Harich

Der Zufall hatte es gewollt, dass Ivan Illich im Ost-Berliner theologischen «Sprachenkonvikt» in der Bergstraße, meinem kurzzeitigen Studentenwohnheim, einen Vortrag zum *Dies Academicus* hielt und dann noch einige Zeit mit mir in Kontakt blieb, sodass ich ihn bitten konnte, mir Wolfgang Harichs Adresse zu besorgen. Aus den Westmedien hatte ich erfahren, dass «der Ost-Berliner Philosoph und Regimekritiker der 1950er-Jahre W. H.» kürzlich nach ein paar Jahren in Wien wieder nach Ost-Berlin zurückgekehrt war. Ich selbst war 22 Jahre, Medizinstudent und allgemein interessiert an Philosophie, wie so viele junge Menschen. Harich war 1982, als ich ihn kontaktierte, ein in der DDR verfemter Mann. Er unterlag als Universitätsprofessor einem Berufsverbot, sodass er zwangsweise philosophischer Privatgelehrter sein musste. Trotzdem war er in den Staat zurückgekehrt, der ihm öffentliches

Wirken verwehrte. Das war wohl nur dialektisch zu verstehen.

Ich hatte Harich ganz naiv einen Brief geschrieben, ob er Interesse habe, sich mit einem Studenten zu treffen und mit ihm philosophische Texte zu lesen. Er ging darauf ein. Ich wohnte damals in einer Ein-Raum-Studentenbude. Anstatt mir per Post zu antworten, stand er eines Tages überraschend vor meiner Wohnungstür, um seinen eigenen Antwortbrief zu überbringen. Später erzählte er, dass er wissen wollte, ob es mich wirklich gäbe an der angegebenen Adresse oder ob das nur eine weitere perfide Aktion der Stasi sei. Nun war meine Wohnung damals kaum eingerichtet, hauptsächlich mit Gartenmöbeln. Ihn beruhigte das wohl halbwegs – aber nicht ganz, wie sich zeigen sollte.

Bald darauf fand mein erster Besuch bei Harich in der Berliner Friedenstraße mit Blick auf den Volkspark Friedrichshain statt. Er hatte uns beiden – und würde es regelmäßig auch alle weiteren Male so tun – eine große Menge von Kuchenstücken gekauft und aufgeschichtet und dazu Tee kredenzt. Dann ging es gleich los mit den Diskussionen.

Die Lektüre, die wir besprachen, war eher assoziativ als systematisch zusammengestellt. Ich hätte gern die politische Philosophie in den Mittelpunkt gestellt, nachdem ich gerade Platon und wenig später Habermas gelesen hatte. Über Ersteren sprach Ha-

rich gern; mit Letzterem mochte er sich gar nicht beschäftigen – der war ihm politisch zu «lau». Georg Lukács las ich auf seinen Rat hin, auch den polemischen Wälzer über die *Zerstörung der Vernunft*, in der er reihenweise Philosophen des 19. und 20. Jahrhunderts zu Vorläufern des deutschen Nationalsozialismus degradierte. Harsche Verdikte – darauf verstand sich auch Harich. Zu seinen Hinweisen, an die ich gern zurückdenke, gehört Max Stirner, ein radikal eigensinniger Denker aus dem persönlichen Umfeld von Marx und Engels, dessen ingeniose Texte (*Der Einzige und sein Eigentum*) damals meinen eigenen psychologischen Positionen auf die Sprünge halfen. Harich selbst hat sich mit der Möglichkeit marxistischer Ontologie beschäftigt und dazu seinen Lehrer Nicolai Hartmann intensiv beackert. Das interessierte mich weniger.

Ein paarmal versuchte ich im Laufe der Zeit, Harich auf seine eigene Verfolgungs- und Haftgeschichte anzusprechen. Mich interessierte die Biographie hinter seinen philosophischen Ideen. Er war, was ich aus den Westmedien wusste, als 30-jähriger Philosophieprofessor und Verlagslektor verhaftet und zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden. In einem Prozess, in dem man ihm zwischenzeitlich mit der Todesstrafe gedroht hatte. Nach acht Jahren überwiegend in Einzelhaft in Bautzen wurde er vorzeitig entlassen. Darüber erzählen wollte er nicht,

sondern beließ es bei Andeutungen, wie fürchterlich das alles gewesen sei. Damals registrierte ich nur seine Vermeidung dieser Themen. Erst später konnte ich mir diese Weigerung, über den Horror zu reden, erklären. Ich glaube bis heute, dass Harichs Verfolgungsgeschichte und deren psychische Folgen noch nicht ausreichend berücksichtigt wurden. Wahrscheinlich hatte man ihm wie allen politischen Inhaftierten bei der Entlassung gedroht, niemals über die Hafterlebnisse zu sprechen, sonst werde «der lange Arm der Staatssicherheit ihn das böse spüren lassen».

Jetzt muss ich einschieben, dass Harich mehrfach äußerte, dass ich ja wohl ein Stasispitzel sei, der ihn überwachen solle. Er lachte dann jeweils kurz auf und meinte, seine Kucheneinkäufe für unsere Gespräche wären ja «nur Perlen vor die Säue». Es gab noch weitere paranoide Anwandlungen, beispielsweise wenn er von extra für ihn gedruckten Zeitungsseiten oder extra für ihn in die Zeitung eingeschobenen Artikeln sprach.

Überhaupt die Zeitungen: Ich habe noch seinen Furor in Erinnerung, wie er andere DDR-Intellektuelle beschimpfte und verdamnte. Diesem und jener habe man wieder zu ihren Geburtstagen öffentlich gratuliert. Das stünde doch «verdammt noch mal» auch ihm zu – noch viel mehr als diesen Abtrünnigen oder Renega-

Abb. 1
**«Um den Hybris-Ein-
 druck zu mildern...».**
Brief von Wolfgang
Harich vom 13.3.84,
19.50 Uhr. Mit «A.D.»
zielte Harich auf
Friedrich Engels'
«Anti-Dühring».

W. Hr. Berlin, d. 13.3.'84
 19⁵⁰ Uhr

Lieber Herr Maercker!

Um den Hybris-Eindruck zu mildern: Sagen wir statt „A.D.“ lieber: „Ebensogut wie die besten Sachen von Lukács.“ Einverstanden?

Herzlichst
 Ihr Wolfgang Harich

ten. Endlich solle die Staats- und Parteispitze ihn wahrnehmen und würdigen, dass er, Wolfgang Harich, die marxistische Philosophie hochhalte.

Das waren damals die Jahre, als es Lockerungen an seiner ihm verordneten Isolation gab, zum Beispiel durch Publikationsmöglichkeit in *Sinn und Form*. Man ließ Harich zwar nicht zu seinem Kernthema, der marxistischen Philosophie, publizieren, aber öffnete ihm für Polemiken zu Heiner Müller und Stefan Hermlin die Seiten. Dieses

verunglückte Kämpfen um Anerkennung bei den Tätern und das gleichzeitige Herumtrampeln auf den «Renegaten» – mir kommt es so vor, als ob er in dieser Zeit an so etwas wie einem «Stockholm-Syndrom» litt.

Harich brauchte Resonanz, wollte Wirkung. Da saß ich nun bei ihm als unbeschriebenes Blatt – wenn er mich gerade nicht als Stasimitarbeiter ansah – und hatte den Eindruck, er nahm mit mir als kleinstmöglicher Einheit eines Publikums vorlieb, das ihm sonst verwehrt war.

Über Nietzsche muss hier noch geschrieben werden. Der spielte in unseren Gesprächen eine zunehmende Rolle. Auf den hatte er sich eingeschossen; und war auch dabei Lukács gefolgt. Nietzsches Irrationalismus sei einfach nur widerlich, und angeblichen Marxisten wie seinen italienischen Editoren Colli und Montinari müsse das «Handwerk gelegt werden». Es war dann wohl bereits 1984, als er verschiedene SED-Funktionsträger mit Briefen bombardierte und auch wieder zu *Sinn und Form* Zugang bekam, um seine Anti-Nietzsche-Pamphlete unterzubringen. Damit hat er sich für alle Oppositionellen in der DDR ins Abseits manövriert, denn die – mich eingeschlossen – fanden die aufkeimende Möglichkeit, über so jemand wie Nietzsche überhaupt öffentlich zu reden, einen

schwer errungenen Etappensieg über die ideologischen Betonköpfe in der DDR.

Es könnte sein, dass Harich sich in seine Anti-Nietzsche-Kampagne nicht zuletzt deswegen verbiss, weil er endlich dafür die Anerkennung als «guter Marxist» von den immer noch herrschenden Partei-Ideologen haben wollte. Dies erschien ihm als der einzige Weg, sich als «aufrechter Kämpfer» für die Sache des Marxismus im DDR-Staat zu etablieren, einem Staat, der bald seinem Ende entgegengehen sollte.

Trotz aller ideologischer Abgründe war es für ein paar Jahre eine Freude seinen Geist blitzend und donnernd zu erleben.

Bildnachweis: Abb. 1: Archiv des Verfassers.